

zuüben, so ließ sich der Bundesrat unter dem Eindruck der schweren Wirtschaftskrise nun zu einer Auswanderungspolitik verleiten, die auch eine aktive Förderung nicht mehr ausschloß. 1923 konkretisierte sich diese neue Politik in dem dann allerdings gescheiterten Versuch, in Kanada vom Bund subventionierte Auswanderer anzusiedeln.

*Albert Tanner, Bern*

Guy P. Marchal/Aram Mattioli (Hrsg.), *Erfundene Schweiz. Konstruktionen nationaler Identität*, Chronos Verlag, Zürich 1992, 373 S., brosch., 58 SFr.

Die gegenwärtigen Umbrüche in Europa laufen parallel zu tiefgreifenden schweizerischen Verunsicherungen, die viel mit dem europäischen Wandel zu tun haben. »Die Schweiz steckt mitten in einer Modernisierungs-, Orientierungs- und Identitätskrise«, hält einer der Autoren des anzuzeigenden Sammelbandes (H. Siegenthaler, S. 34) fest. Nachdem noch 1991 in aufwendiger Zelebration eines 700 Jahre zurückliegenden Ereignisses gedacht worden war, das seit langem als einer der Grundbausteine nationaler Identität gilt, verweigerte sich die Bevölkerungsmehrheit Ende 1992 einer Annäherung an das zusammenwachsende Europa, was die latente Krise manifest werden ließ.

Die Beiträge des Bandes gehen auf eine interdisziplinäre Tagung vom Herbst 1991 in Luzern zurück, deren Titel (»Sonderfall Schweiz?«) glücklicherweise schon während der Veranstaltung im Sinne einer Selbstkorrektur fallengelassen wurde. Denn trotz des Fragezeichens führt die Rede vom »Sonderfall« in die Irre, indem sie die Frage nach dem Realitätsgehalt eines ideologischen Konstrukts in den Vordergrund schiebt, statt diese Konstrukthaftigkeit vorauszusetzen, um nach deren Bausteinen und Wirkungsmacht zu fragen. Letzteres ist weitgehend das Ziel der über zwei Dutzend Abhandlungen, von denen ein Teil, schweizerischer Mehrsprachigkeit folgend, französisch und italienisch erscheint. Kurios nur der emeritierte Militärgeschichtler W. Schaufelberger, dem die »kriegerischen Schweizer« der frühen Neuzeit als Wesenheiten von unverrückbarem Realitätsgehalt ebenso am Herzen liegen wie das »Alpen-Reduit« des Zweiten Weltkrieges.

Methodisch dient das aus der französischen Anthropologie (Claude Lévi-Strauss) stammende Konzept der »bricolage« beziehungsweise der »imagologischen Bastelei« als mehrfach zitierter Bezugspunkt – ein sinnvoller Ansatz, das Konstrukthafte nationaler Selbstbilder zu erfassen. Abgesehen vom Schweizer Ethnologen Bernard Crettaz, der das Konzept der »bricolage« explizit vorstellt und diskutiert, bleiben theoretische Bezüge allerdings eher im Hintergrund. Ein andersartiges, leider nicht weiter aufgegriffenes Verfahren schlägt der Wirtschaftshistoriker H. Siegenthaler vor, der nach den »Konjunkturen« nationaler Identitätssuche im Zusammenhang mit den wirtschaftlichen Wechsellagen und den damit verbundenen Vertrauenskrisen fragt.

Rassentheoretische Konzepte waren für die Schweiz, aus naheliegenden Gründen, nie sonderlich attraktiv, bedenkt man, wie stark diese von der Gleichsetzung von Rasse- und Sprachnation ausgehen. Kulturalistische Ansätze, die sich um Gründermythen und Tradition ranken, sowie Bilder, die sich an der Topographie festmachen, erwiesen sich als erheblich erfolgreicher. Vom Klassiker Albrecht von Haller und seiner folgenreichen Idealisierung der Alpenbewohner im 18. Jahrhundert ausgehend, kreisen die Beiträge des Bandes zentral um die Konstruktion nationaler Selbstbilder anhand der Geographie. Den kulturellen Produktionen dieses Jahrhunderts (Film, Literatur, Theater), namentlich der gegen den nationalsozialistischen Expansionismus gerichteten »geistigen Landesverteidigung« der 1930er Jahre, gilt besondere Aufmerksamkeit.

Will man nicht der Suggestivkraft der jeweils dominierenden, von Staats wegen geförder-

ten Bilder erliegen, ist der Identitätsbegriff eigentlich nur im Plural zu verwenden, wie Christian Simon überzeugend am französischen Beispiel aufzeigt – ein Umstand, der insgesamt ein wenig kurz kommt. Wiewohl der letzte Teil die Darstellung von »Gegenidentitäten« ankündigt, werden alternative, langfristig unterlegene Bilder (die republikanisch-liberale Selbstdarstellung als politische Willensnation oder die sozialistische Variante) nicht weiter thematisiert. Auch die international vergleichende Perspektive, die sich auf einige Beiträge zu Frankreich, den USA, dem Libanon sowie der Gestalt des Jan Hus in der tschechischen Tradition beschränkt, ist nur ansatzweise entwickelt: eine Schwäche in dem ansonsten reichhaltigen Band, die vielleicht noch einmal belegt, wie vorsichtig man aus dem beharrlich nachwirkenden »Sonderfall-Denken« hinaustritt. *Mario König, Zürich*

James Smith Allen, *In the Public Eye. A History of Reading in Modern France, 1800–1940*, Princeton UP, Princeton 1991, 356 S., Ln., 31,50 \$.

Unaufhaltsam ist der Aufstieg der historischen Leseforschung. Was in den 1970er Jahren als Versuch einiger Außenseiter begann, der alten »Ideengeschichte«, aber auch den neuen »Rezeptions«-, »Öffentlichkeits«- und Sozialisationstheorien eine empirische Basis zu schaffen, hat sich längst zu einer Universaldisziplin ausgewachsen, die schlechthin alles faßt, was im akademischen Alltag gerade aktuell ist. Ob in der Bibliotheks-, der Mentalitäts-, der Kindheits- oder der Gesellschaftsgeschichte – überall bringen eifrige Forschungen über die Frage, was geschieht, »wenn ein Buch und ein Kopf zusammenstoßen« (G. Chr. Lichtenberg), Theorien und Datenbanken hervor, die nur darauf warten, zu einer großen Synthese zusammengefaßt zu werden.

Von einer »comprehensive history of reading« träumt auch James Smith Allan, Professor für Geschichte an der Southern Illinois University in Carbondale. Ein solches Unternehmen aber, so weiß er, wäre nicht allein der unübersehbaren Stoffmassen wegen »presumptuous if not foolish« (S. 19), sondern vor allem aus Mangel an Basisarbeit: »Until now, few scholars have bothered to pose even the most obvious questions about reading: who read what, where, when, how, and why?« (S. 313) Wer dies in paradigmatischer Absicht nachholen will, muß sich beschränken. Allan entscheidet sich für Frankreich zwischen Kaiserreich und Zweitem Weltkrieg, weil es eine modellhaft klare »coherent period of national cultural development [. . .] defined by the historical transition from landed wealth to industrial capitalism« aufweise (S. 19); auf die Bücher der großen Dichter und Romanciers, weil ihre Wirkungsgeschichte am besten erforscht sei; auf die Art, wie diese Werke unmittelbar bei Erscheinen wirkten, weil nur so die Übersichtlichkeit gewahrt bleibe, und auf zwei besondere Leserkreise – Kritiker und Leserbriefschreiber –, weil hier die Quellenlage besonders günstig sei.

Innerhalb dieses immer noch gewaltigen Feldes bemüht Allan sich um relative Vollständigkeit. In »The Historical Context« (so der Titel des ersten der drei Teile) schildert er zunächst die druck-, vertriebs- und finanztechnischen Voraussetzungen zur Entwicklung der modernen Massensliteratur in ihren einzelnen Gattungen – von den Zeitungen (der bei weitem größten Gruppe) bis zu den Kinderbüchern (»The Printed Word«). Im zweiten Kapitel von Teil eins (»A Literate Society«) und differenzierter noch später im siebten gibt er einen Überblick über den Wandel der Sozialstruktur einer Leserschaft, deren Kopfzahl sich im Untersuchungszeitraum immerhin versechsfachte (S. 80). Dabei arbeitet er das vieldiskutierte Problem der Alphabetisierungsquoten pro Region, Klasse und Geschlecht auf, fragt nach Schulen und Bibliotheken, Buch- und Zeitungspreisen, bevor er in »The Politics of Reception« (Kap. 3) den Einfluß prüft, den die staatliche Zensur und »interpretive com-